Fünfte Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 323. Sonntag den 18. November 1888. 82. Jahrgang.

Zur Lage.

** Berlin, 16. November. Wir leben in einem monarchischen Staate und nicht in einer Republik, das ist unser Glück, das ist aber auch ein Glück für Europa, und die Zuversicht in die Stärke unserer Monarchie ist es, welche zugleich mit dem letzten Regierungswechsel Handel und Wandel jenen Aufschwung gab, dessen wir uns erfreuen, die Erkenntniß, daß Kaiser Wilhelm II. mit starker Hand das Scepter hält, ist es, welche uns die Bürgschaft bietet für möglichste Erhaltung des Friedens.

Nicht oft genug kann diese Wahrheit den Fortschrittlern gegenüber wiederholt werden. Sie spielen so gern die Beleidigten, wenn sie als versteckte Republikaner bezeichnet werden, und doch tragen sie bei jeder Gelegenheit alles Mögliche dazu bei, um der Welt klar zu machen, daß sie mindestens das Wesen der Monarchie verkennen. Denn wir in Deutschland haben auch keine Scheinmonarchie wie die Engländer, welche sich des parlamentarischen Systems „erfreuen“. In England ist die Krone lediglich ein Schaustück und der Träger derselben hat dies zu repräsentiren, im Uebrigen aber der jeweiligen Mehrheit des Unterhauses sich zu fügen. In Deutschland und seinen einzelnen Staaten regiert der Landesfürst in der That; der Kaiser ist kein schemenhaftes Wesen, sondern ein wirklicher Regent von Fleisch und Bein.

Und so soll und muß es auch in alle Zukunft bleiben, so entspricht es der Ueberlieferung und dem Nationalcharakter der Deutschen. Daß der Deutsche überall auf das Wort seines Kaisers lauscht, wird auf das Erfreulichste von allen Orten her in den letzten Tagen wieder bestätigt. Wir haben gestern constatirt, daß die Berliner sich jetzt angelegen sein lassen, mehr Kirchen zu bauen, und Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung gehen bei diesem löblichen Bestreben Hand in Hand. Heute weist die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ darauf hin, daß die Berliner Communalverwaltung endlich daran geht, die so viel beklagte Miethssteuer, welche ganz besonders auf die ärmsten Classen der Bevölkerung drückt, wenn auch nicht sofort abzuschaffen, so doch wenigstens zu reformiren. Die zur Ausarbeitung von Vorschlägen niedergesetzte, aus Mitgliedern beider Communalbehörden zusammengesetzte Deputation schlägt vor, diese Steuer zunächst bei Miethswerthen bis zu 300 ℳ vom 1. April nächsten Jahres ab fortfallen zu lassen und zugleich die erste Stufe der Gemeinde-Einkommensteuer aufzuheben.

Hier muß daran erinnert werden, daß der preußische Staat mit dem Erlaß der untersten Classensteuerstufen längst vorangegangen, und daß er dazu nur in der Lage war in Folge der Zuwendungen aus dem Reiche, und daß dieser Steuererlaß bewilligt wurde gegen die heftigste Opposition der Fortschrittspartei. Jetzt schlagen die „Freisinnigen“ in der Stadtverwaltung vor, denselben Weg zu gehen. Wenn man weiß, wie schwer die Fortschrittler zu lernen geneigt sind, wird man doppelte Genugthuung über diesen wirklichen Fortschritt empfinden. Es ist der mächtige Wille des starken Regenten, welcher auch auf communalem Gebiete so segensreich zum Durchbruch kommt, und es ist die Fortsetzung der Ausführung des großen Vermächtnisses des Kaisers Wilhelm I., es ist die weitere Ausführung der historischen kaiserlichen Botschaft, welche sich hier geltend macht. Die Hohenzollern sind die Beschützer der Armen, und wie Wilhelm I. zuerst die praktische Lösung der socialen Frage in die Hand genommen und erfolgreich gefördert, so dürfen wir vertrauen, daß Wilhelm II. sie für Deutschland sieg- und segensreich zu Ende führen wird.

Unser Kaiser herrscht und regiert, ein preußischer König, ein deutscher Kaiser. In Breslau hat er gestern seiner hohen Befriedigung über den Ausfall der vorigen Wahlen, über die Einigkeit der nationalen Parteien Ausdruck gegeben. Klar und wahr hat er wieder allen Verdunkelungsversuchen von „freisinniger“ Seite vorgebeugt. Das Volk liebt seinen Kaiser und das Volk ist ihm dankbar für seine klare Meinungsäußerung. Das Volk weiß jetzt genau, welchen Weg es zu gehen hat, und besser noch als bisher wird es den richtigen Weg erkennen, die reichsfeindlichen Sümpfe und ihre Irrlichter meiden. Der Weg der nationalen Parteien ist die Kaiserstraße.

NLC. Berlin, 16. November. Bei allen in jüngster Zeit stattgehabten Nachwahlen zum Reichstag hat sich eine auffallend geringe Wahlbetheiligung im Vergleich zu den allgemeinen Wahlen, insbesondere denen vom Februar vorigen Jahres gezeigt; sie betrug mitunter kaum 50 oder 60 Procent der damals abgegebenen Stimmenzahl. Das beweist offenbar wieder, daß das Volk im Allgemeinen wahlmüde ist und es wird ihm mit der Verminderung der Gelegenheit zum Wählen offenbar ein Gefallen geschehen sein. Es kommt, um gerade bei Nachwahlen die Theilnahme stets zu mindern, hinzu, daß jeder Wähler sich sagen muß, das Ergebniß in diesem einzelnen Wahlkreise kann das Gesammtbild der parlamentarischen Vertretung unmöglich wesentlich umgestalten. Im Laufe einer Legislaturperiode mögen, wenn es hoch kommt, ein halbes Dutzend Mandate von einer Partei auf die andere übergehen; das wird niemals so ins Gewicht fallen, daß davon die großen Entscheidungen im Reichstag abhängen werden. Diese Erwägung hält aber zahlreiche Wähler ab, sich der Mühe der Stimmabgabe zu unterziehen. Wenn man bei den jüngsten Nachwahlen ganz besonders bei den „Cartelparteien“ einen bedeutenden Rückgang der Stimmenzahl gegenüber den vorjährigen Wahlen behauptet, so müssen wir die Berechtigung dieser Behauptung bis zu einem gewissen Grad anerkennen. Nur darf man daraus nicht folgern, daß die Wähler sich innerlich von dieser politischen Richtung abzuwenden beginnen. Ein großer Theil der Wählerschaft, und gerade der seiner inneren Gesinnung nach zu den gemäßigten Richtungen gehörige, ist eben aus der angeborenen Bequemlichkeit und Gleichgiltigkeit nur schwer herauszureißen. In Zeiten mächtiger allgemeiner Erregung, wie im Februar vor. Js., gelingt das wohl, in ruhigeren Zeiten aber, wo große Entscheidungen nicht unmittelbar auf dem Spiele stehen, haben gerade die gemäßigten, mit dem Gang unseres politischen Lebens im Allgemeinen zufriedenen Parteien einen überaus schweren Stand gegen die natürliche Indolenz starker Wählerschichten. Das ist gewiß bedauerlich, aber es liegt in der Natur der Sache, daß die extremen politischen Richtungen ihre Anhänger weit mehr anzufeuern, aufzuregen und zu fanatisiren vermögen. Es mag ein Trost darin liegen, daß, so oft große nationale und staatliche Lebensfragen auftreten, wie im vorigen Februar, die säumigen und theilnahmlosen Wähler massenweise aufgerüttelt und sich ihrer Pflicht bewußt werden. Man mag daraus das Vertrauen schöpfen, daß in Stunden der Noth und Gefahr das Volk unter allen Umständen sich die richtige Vertretung schaffen wird. Aber wünschenswerth wäre es freilich, wenn auch im ruhigeren Lauf der politischen Dinge, nicht blos bei besonderen Kraftanspannungen, zahlreichen Wählern ihre staatsbürgerlichen Pflichten lebendiger im Bewußtsein ständen.

Der deutschfreisinnige „Fränkische Courier“ in Nürnberg veröffentlicht, wie wir aus dem „Frankfurter Journal“ ersehen, einen ihm von einem angesehenen Berliner Parteigenossen zugegangenen Artikel, welcher Eugen Richter und die „Freisinnige Zeitung“ heftig angreift. Herr Richter wird scharf zurechtgewiesen, weil er die gegnerischen Parteistimmen als „Gewächs“ bezeichnet hat. Der Artikel fordert, daß die Elemente mäßiger Art Einfluß auf die Parteileitung erhalten und mit Vertretern liberaler Grundsätze in anderen Parteien Fühlung unterhalten. Diese Kundgebung erregt um so mehr Aufsehen, als Herr Richter ein langjähriger Correspondent des „Fränkischen Courier“ ist und die Redaction dieses Blattes seit Jahren den wüstesten Fortschrittston Richter's noch zu überbieten versucht und dadurch Vieles zur gegenseitigen Verbitterung der beiden in Nürnberg bestehenden liberalen Parteien beigetragen hat. Der preußische „Deutsch-Freisinn“ wird sich wohl auch jetzt nicht dem Terrorismus Richter's entziehen können; an der Fortschrittspartei in Franken, die in bayerischen Angelegenheiten sich niemals von den Nationalliberalen getrennt hat, dürfte aber das Ergebniß der letzten preußischen Wahlen kaum spurlos vorübergehen.

Moderne Chinesen.

* „Nihil humani alienum a me puto“ (Nichts, was den Menschen betrifft, ist für mich eine fremde Angelegenheit) — das ist ein vorzügliches Thema für lateinische Gymnasiasten-Aufsätze. Ich selbst habe (so schreibt O. J. Bierbaum in der „Neuen Freien Presse“) den Satz bei einer solchen Gelegenheit ehedem geradezu tollkühn verfochten. Die ganze Latinität von Cicero bis zu unserem Conrector mußte ihre pomphaftesten Perioden, ihre zierlichsten Uebergänge, ihre verschnörkeltsten Redeweisen hergeben, um nachzuweisen, daß mein Herz von einer Weltweitheit abzugleichen und daß ich wahrlich würdig sei, endlich einmal ein anderes Prädicat im lateinischen Style zu erhalten, als „beinahe ausreichend genügend“. Aber die schöne Zeit dieser seitenlangen wunderbaren Schachtelsätze, deren jeder sich ausnahm wie eine Riesenkiste, in welcher sich ein ganzes Musterlager von kleineren und kleinsten befand, ist vorbei; mein lieber vierbändiger Cicero ist verkauft und verstaubt mit nebst seinen anderen Collegen in Schmeichlerbüchern nicht mehr die Aussicht ins Leben, ja das Herz selbst hat seinen Idealismus verloren, der sich schwungvoll über sämmtliches Gewirr und Geräusch der Wirklichkeit in wunderbar klare Höhen kühner Einbildung erhob. Selbst der Herr Conrector, dessen rothe Tinte mir sonst so täglichen Respect einflößte, würde mich heute nicht mehr zur Verfechtung jenes römischen Dictums vermögen. Mancherlei ist daran schuld. Nicht wenige Aeußerungen europäischen Menschenthums haben mich dazu gedrängt, meinen Gymnasiasten-Standpunct aufzugeben und mein Herz für unfähig zu erklären, das Gesammt-Menschliche mit all seinen widersinnigen Abenteuerlichkeiten in sich aufzunehmen, aber die Hauptschuld tragen die Chinesen.

Seitdem ich mit unseren mongolischen Brüdern etwas bekannter geworden bin, die doch alle Merkmale des naturwissenschaftlichen Gattungsbegriffes Homo sapiens aufweisen, weder wild noch uncultivirt, und uns dabei fast in allen Dingen so direct gegensätzlich sind, muß ich das humanum jenes Satzes mindestens sehr einschränken. Nein, die beinahe 400 Millionen Schlitzaugen und Gelbhäute des ostasiatischen Riesenreiches haben keine Anwartschaft darauf, alsobald verständnißinnig an unsere „westlichen“ Herzen gedrückt zu werden. Sie wünschen es freilich auch gar nicht. Es giebt wohl einzelne spärliche Repräsentanten des Chinesenthums, welche, in dienstlicher Mission in die „westliche Fremde“ geschickt, mit Vergnügen bemerken, daß wir einzelne nicht zu verachtende Dinge erfunden haben, die sich ganz gut genießen lassen, z. B. Bier, weibliche Mimen, Eisenbahnen, Betten, welche weich, Oefen, welche warm sind, Straßenreinigung und dergleichen sinnfällig angenehme Sachen, ja es giebt sogar einige Han-Söhne, welche während ihres Aufenthaltes unter den „rothborstigen Barbaren“ die westliche Cultur freundlich zu schätzen sich den Anschein geben, in geradezu revolutionärer Kühnheit wohl auch einmal den Zopf aufwickeln und unter einem Cylinderhut verbergen, wodurch dann ganz von selbst die Vertauschung ihrer Flattergewänder mit unserem Gesellschaftsanzug bewirkt wird — aber von dem Augenblicke an, wo ihre Filzsohlen wieder den alten Boden des Reiches der Mitte betreten, fliegt der ganze westliche Fortschrittsspuk in alle Winde, und die Herren Marquis &c. finden, daß es sich wahrlich nicht lohne, Kopf und Knopf (nämlich den Mandarinen-Mützenknopf ihres Ranges) aufzuopfern für die Institutionen der westlichen Fradmenschen.

Noch ganz anders aber sieht es natürlich in denjenigen chinesischen Köpfen aus, welche Europa nur aus Büchern, vom Hörensagen oder aus der Anschauung einiger weniger Repräsentanten des fernen Auslandes kennen. Diese haben zumeist die abenteuerlichsten Ansichten über uns, Ansichten, deren Möglichkeit wir erst nach einiger Betrachtung begreifen. Es brauchte lange Zeit, ehe der kolossale Culturdünkel eines Volkes verfliegt, welches auf eine Jahrtausende lange, fast unbestrittene Machtstellung innerhalb seines Gesichtskreises zurückblickt und dessen directe Anschauung fremdländischen Wesens künstlich unmöglich gemacht wurde. Was man den Söhnen Han's noch vor vierzig Jahren als die Wahrheit über Europa bieten konnte, lehrt ein aus den Vierziger Jahren stammendes chinesisches Geographiewerk. In diesem werden Engländer, Franzosen und Holländer geschildert als an sich uncultivirte, arme Völker, denen erst durch gnädige Aufmerksamkeit und culturelle Erziehungsthätigkeit der chinesischen Regierung ein Hauch von Gesittung eingeflößt sei, während die übrigen europäischen Nationen sich noch im wilden Zustande befänden, in Baumhöhlen oder Erdlöchern wohnten, ganz oder theilweise unbekleidet gingen und von der Anwendung des Feuers nichts wüßten. Es war mir interessant, zu beobachten, welchen Eindruck derartige chinesische Märchen auf gebildete und mit europäischen Verhältnissen vertraute Chinesen machten, und ich legte daher meinem in diesen Spalten bereits einmal vorgestellten nordchinesischen Freund in die Verlegenheit, mir über diese geographischen Leistungen Rede zu stehen. Ich fragte ihn, ob er dies geistvolle, wahrheitsliebende und offenbar sehr anziehend geschriebene Buch kenne. Er verneinte dies und machte den Versuch, die Zeit der Abfassung jenes Werkes um ein paar Jahrhunderte zurückzuschieben. Als ihm dies nicht gelang, gab er unter mannigfachen mimischen Zuthaten folgende Erklärung: „Dieser Mensch, glaube ich, hatte sehr wenig zu thun, aber er wünschte Geld zu haben. Er setzte sich hin und dachte bei sich: diese westlichen Fremden, was sind denn das für Leute? Ich kenne sie nicht, obwohl ich ein studirter Mann bin ... (Nachdenklicher Blick nach oben.) ... Nein, ich kenne sie wahrhaftig gar nicht. Sollten sie aber wohl Wohnungen haben? (Sehr nachdenklicher, langer Blick nach oben.) ... Ich habe sie freilich nicht gesehen, aber wäre es angemessen, anzunehmen, daß sie Kleider trügen? (Zeichen eifrigen Schreibens.) Sie haben keine Wohnungen, sie haben keine Kleider, sie haben überhaupt gar nichts, das weiß ich nun ganz bestimmt.“ Man ersieht daraus, daß mein Freund aus Peking ein sehr boshafter Herr ist, aber es scheint mir, daß der die chinesischen Genossen des überall Schule machenden Jacques Chauvin nicht schlecht kennt.

Die Haupt-Chauvinisten sind natürlich auch im Reiche der Mitte die officiellen Zeitungsschreiber, die Preßbeamten, welche dafür sorgen, daß fromme Gesinnungstüchtigkeit gut chinesisch regelrichtig genährt und erhalten werde. Diesen Zeitungen, voran die Peking-Zeitung, verdanken wir die Kenntniß der prächtigen officiellen Urtheile über die „gehorsamen“ Engländer während der Opium-Kriege, welche „auf Befehl“ der Mandschu-Majestät schleunigst und artig aus dem Pei-ho zurückgingen. Freilich, sie ließen sich für diesen Beweis ihrer guten Erziehung 25 Millionen Dollars bezahlen, aber wage ja Keiner zu glauben, diese Summe sei etwa eine Kriegsschatzung gewesen, dem, „der unter dem Himmel sitzt“, auferlegt von dem frechen Erbfeinde. Die blöde, wüste Wirklichkeit mag für solche Auslegung sprechen, bis zum Throne des Himmelssohnes dürfen irdische Realitäten von derartiger Unverschämtheit nicht dringen. Was thun, in aller Welt! Diese westlichen Krämerseelen drohen mit ihren ungemüthlichen Kanonen und wünschen Geld, aber die Mützenknöpfe, ja die Mandarinenköpfe selbst zittern und wackeln bei dem Gedanken, dieses Geld unter den Bedingungen der Wirklichkeit von Sr. Maj. zu erflehen. Doch chinesische Diplomatenköpfe sind erfindungsreich, wenn es gilt, diese Köpfe dem Vaterlande zu erhalten. Ueberfließend von Mitleid für die bedauernswerthen Söhne Jng-Kuos (England), welche, von Hunger gepeinigt, aus ihrem armen Lande bis zu dem gütigen Herrscher Chinas wanderten, trugen die Räthe des Tsung-li-yamen (Auswärtiges Amt) dem Kaiser die Bitte vor, diesen hungrigen Barbaren jene bescheidene Summe gnädigst gewähren zu wollen zum Ankaufe von etwas Reis. Dann würden sie zufrieden und gehorsam das Himmlische Reich von ihrer peinlichen Anwesenheit befreien. Das Volk sah die englischen Schiffe umkehren und den Pei-ho hinausfahren, in der Peking-Zeitung standen der englische Hunger und die kaiserliche Gnade zu lesen, und jedes chinesische Herz war stolz auf seine Milde, seinen Reichthum und seinen Sieg.

Freilich, es folgten auf diese 25 Millionen Dollars später noch einmal 4 Millionen Taels derartiger Reisgelder, das fremdenfeindliche Canton wurde in Grund und Boden geschossen, die unbezwinglichen Mandschuren des kaiserlichen Heeres befanden sich in die Flucht gejagt; die Engländer, diesmal mit einer anderen Sorte westlicher Barbaren, den Franzosen, verbündet („ein rohes und lärmendes Volk“ heißen diese in jener Geographie), fuhren nicht nur wiederum in den Pei-ho ein, sondern wagten es sogar, sich aus dem kaiserlichen Sommerpalaste eigenhändig allerlei hübsche Dinge zu holen; der Kaiser bekam angesichts dieser Fatalitäten eine sehr zeitgemäße und ganz unbezwingliche Sehnsucht nach seinen Jagdgefilden in der Mongolei und begab sich mit unkaiserlicher Eile nach dem Jehol; die europäischen Kanonen richteten ihre hungrigen Mündungen gegen das „Sandnestthor“ und das „Thor der östlichen Bequemlichkeit“ — kurzum, es geschah Das, was man euphemistisch die Oeffnung Chinas nennt; aber viel Respect hat der Durchschnitts-Chinese doch nicht vor uns bekommen. Noch immer brauchte es monatelanger Verhandlungen, um europäischen Gesandten die unerhörte Gnade zu bewirken, die Mandschu-Majestät von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und zwar, ohne vorher neunmal die Erde mit der Stirne berührt zu haben, noch dürfen nun respectvollen Verbeugungen — aber als die auswärtiger Vertreter nach Erreichung dieses erhabenen Zieles die Peking-Zeitung zur Hand nahmen, da fühlt sich ihre Genugthuung sehr ab, denn sie erfuhren da im schönsten Chinesisch, wie allem Volke der Mitte officiell und sehr vergnügt mitgetheilt wurde, daß die Völker Europas dem Sohne des Himmels ergebenst sich genaht hätten in Gestalt ihrer Vertreter durch Erscheinen derselben im Pavillon der — tributären Völkerschaften.

Ja, sie sind groß, die bezopften Diplomaten, in der Kunst, unter tausend Höflichkeiten den Ausländer gleichsam an der Nase im Kreise herumzuführen, und riesengroß ist noch immer ihre Einbildung und ihre Hoffnung. Rußland hat ihnen zwar in seinem bekannten Ausdehnungstrieb ihre Amur-Provinzen weggenommen und mit russischen Bauern bevölkert, aber auf den chinesischen Karten gehören diese Gegenden eben noch so zum Himmlischen Reiche, wie Elsaß-Lothringen auf den kartographischen Leistungen der Patriotenliga zu Frankreich, und unablässig strömen Zopfleute über die Grenze. Und nun gar die Tonkin-Affaire mit Frankreich! Kein Chinese zweifelt daran, daß in diesem Kriege China die französische Republik ebenso geschlagen habe, wie Deutschland das französische Kaiserreich 1870 und 1871, und die chinesischen Chauvinisten treffen sich hierbei wunderbar nahe mit den französischen, welche bekanntlich den Ausgang des Ueberfalles von Lang-Song Ferry stürzend ein zweites Sedan nannten. In diesem chinesischen Chauvinismus liegt also einmal eine Aehnlichkeit mit europäischen Dingen.

„Das Gebiet der Politik weist noch eine zierliche Pflanze auf, zu welcher China einen Beitrag besitzt. Zwar eine panmongolische Partei giebt es nicht, aber im Grunde sind die meisten Chinesen ähnliche Rassenheißsporne wie die Verfechter des Panslawismus, und sie glauben wahrscheinlich auch an eine mongolische „Culturmission“, wie die Schwärmer des slawischen Großreiches an eine slawische. Das ist eigentlich recht fatal für die Letzteren, da China noch östlicher liegt als Rußland, immer noch näher also dem Horizonte, hinter welchem die neue Sonne aufgehen soll. Wenn dann die Panslawisten ihren großen Culturschubzug nach Westen begonnen werden, wird noch hinter ihnen her der Panmongolismus geschoben kommen. Wie lieblich könnten sich das wundervoll ausmalen: erst wird Europa mit schiefäugigen Mongolen überschwemmt, dann mit heftigem Thee; erst kurren und knurren die slawischen Consonanten-Cumulationen über den unglücklichen Erdtheil dahin, dann zischen die chinesischen Einsylben fauchend einher; erst bedarf die Barbarei des russischen Bekehrungseifers, dann greift die gelbe chinesische Glattäugigkeit, erst knallt die Knute, dann weht der Zopf. O, eine schimmernde Perspective! Nur der eine Gedanke ist ganz entsetzlich, nämlich daß dann unsere Ur-Ur-Urenkelinnen längere Fingernägel als Zehe haben und sich die niedlichen europäischen Gesichtchen mit porzellanfarbener, dicker Schminke überkalken werden. Auch glaube ich, daß es lange nicht so hübsch klingen wird, wenn sie sagen: „Wo ai ni“ statt: „Ich liebe dich.“

Gemeinnützige Gesellschaft.

* Leipzig, 17. November. Die gestrige Versammlung der Gemeinnützigen Gesellschaft war sehr zahlreich besucht. Auf der Tagesordnung stand das interessante und wichtige Thema der Leipziger Canalfrage, worüber Herr Regierungsbaumeister Petri aus Magdeburg, ein durch seine bisherigen Arbeiten auf dem Gebiet des Canalwesens wohlbekannter Fachmann, einen recht instructiven Vortrag hielt.

Der Herr Vortragende betonte in der Einleitung seiner Ausführungen, er habe die erste Anregung zur Herstellung eines neuen hydraulischen Hebewerkes für Canalschiffe auf einer Studienreise in England erhalten und sei dann mit dem Grusonwerk in Buckau bei Magdeburg in Verbindung getreten. Die Leipziger Canalfrage sei ein Theil der deutschen Canalfrage, welche seit etwa 20 Jahren lebhaft erörtert werde. Wie sich das Verhältniß zwischen den Eisenbahnen und den Canälen in Deutschland gestalten werde, diese Frage zu beantworten, müsse der Zukunft vorbehalten bleiben. Ohne Zweifel habe aber ein dazu berufener Mann, Staatsminister von Boetticher, ein wahres Wort gesprochen, indem er auf dem deutschen Canalcongreß in Frankfurt a. M. sagte, der Streit darüber, ob Eisenbahnstraßen oder Wasserstraßen vorzuziehen seien, sei ein recht müßiger, denn beide würden recht gut nebeneinander bestehen können, und da, wo ein dichtes Eisenbahnnetz vorhanden, habe sich bereits gezeigt, daß ein umfänglicher Wasserverkehr erhalten bleibe, wie z. B. in Berlin. Man werde mit der weiteren Entwickelung des Canalwesens wahrscheinlich ganz ähnliche Ueberraschungen wie mit dem Eisenbahnverkehr erleben, an dessen gewaltigen Umfang früher Niemand gedacht habe. Die Canäle würden hauptsächlich zum Transport von billigen Massengütern dienen, und es sei eigentlich zu verwundern, daß nicht noch mehr Canäle in Ausführung begriffen sind. Allerdings dürfe man nicht verkennen, daß eine so wichtige Frage nicht über das Knie gebrochen werden dürfe, und es sei um der tiefeinschneidenden Interessen willen, die bei der Anlegung von Canälen in Frage kommen, ein gewisses Zögern gerechtfertigt.

Darüber, daß eine so alte und bedeutende Handelsstadt wie Leipzig einer Wasserstraße bedürfe, werde wohl Niemand im Zweifel sein; nur dadurch könne sie weiteren Schädigungen durch den Umschlageverkehr in Berlin, Magdeburg, Riesa &c. entgehen. Zwei Projecte seien es, für welche die fertigen Vorarbeiten vorliegen, die Linie Leipzig-Wallwitzhafen und Leipzig-Creypau (Elster-Saale-Canal). Beide Projecte seien im großen Ganzen durchgearbeitet, die Linien festgestellt, und allenfalls nur kleine Abänderungen könnten daran noch erfolgen. Die Kosten der Linie Leipzig-Wallwitzhafen seien auf 17—18 Mill. Mark, diejenigen des Elster-Saale-Projectes auf 5 Millionen Mark berechnet. Die erstere Linie habe den Vortheil, daß sie möglichst gerade auf die Elbe losgehe, aber es müsse der beträchtliche Höhenrücken zwischen der Mulde und der Saale hinter Eutritzsch überwunden werden und dann begreife die directeste Linie nicht immer die kürzeste Verbindung in sich. Redner bemerkt, nach seiner Berechnung erfordere die Zurücklegung der Strecke Leipzig-Barby mittelst des Wallwitzhafener Canals 31½ Stunden Fahrzeit, wobei er eine Stunde Fahrzeit auf 6 km rechne. Auf der anderen Linie über Merseburg und Halle werde die Fahrzeit nur unerheblich geringer, etwa 1—2 Stunden, sein. Die Baukosten beider Canäle würden erheblich in das Gewicht fallen. Redner glaubt, daß bei beiden Projecten der Voranschlag beträchtlich werde überschritten werden. Für das Project nach Wallwitzhafen habe dessen Bearbeiter, Herr Wasserbauinspector Georgi, Schiffe mit 4000 Ctr. Tragkraft angenommen, diese Tragfähigkeit reiche aber unter den heutigen Verhältnissen nicht aus und es würden Schiffe mit mindestens 6000 Ctr. Tragkraft verwendet. Das Verdienst gebühre beiden Projecten, daß durch dieselben man in technischen Kreisen der Frage, wie die Schwierigkeit der Höhenüberwindung durch Hebewerke zu beseitigen, näher getreten sei.

Der Redner ging hierauf zur Schilderung des von ihm in Verbindung mit dem Grusonwerk in Magdeburg hergestellten Hebewerkes über, wobei ihm zur Erläuterung eine Anzahl von bildlichen Tafeln, vor Allem aber ein sehr sauber und anschaulich gearbeitetes Modell, das ganz ausgezeichnet functionirte, diente. Wir entnehmen den Erläuterungen Folgendes:

Sowohl das Bestreben, für Canäle, deren Verkehr die Anbringung zweier Schleusenkammern nebeneinander nicht erfordert, zur Verringerung der Baukosten Hebewerke mit nur einer Schleusenkammer erbauen zu können, als auch das Bestreben, den eigentlichen Apparat zur Hebung und Senkung der Schleusenkammer möglichst einfach zu gestalten, führte zu dem Entwurfe. Der Grundgedanke der hydrostatischen Waage mußte hierbei verlassen werden und die Ausführung einer Kammer mit Preßkolben, welche durch Preßpumpen-Druckwasser gehoben werden, wäre durch die großen Betriebskosten unwirthschaftlich geworden. Ein in dem „Wochenblatt für Baukunde“ angeregter Gedanke wurde daher weiter verfolgt und führte zu der vorliegenden zum Patent angemeldeten Lösung.

Die in 4 Führungen geführte Schleusenkammer wird mittelst 27 Säulen durch 2 Hohlcylinder unterstützt, welche in einer mit Wasser gefüllten Grube schwimmen. Der Auftrieb derselben ist so groß, daß er dem Gewicht der beweglichen Theile nebst Wasserfüllung der Schleusenkammer das Gleichgewicht hält. Durch Vermehrung oder Verminderung der Wasserfüllung der Kammer, deren Wasserspiegel am Ende des Hubes zu diesem Zwecke um etwa 75 mm unter bezw. über dem Wasserspiegel der betreffenden Canalhaltung eingestellt wird, ergiebt sich die bewegende Kraft. Dieses entspricht einem Wasserverbrauch für eine Schleusung von rund 30 cbm.

Die Bewegung wird durch 4 Wasserdruckcylinder geregelt, deren Kolben mit der Schleusenkammer fest verbunden sind. Die Räume oberhalb und unterhalb der Kolben sind mit Wasser gefüllt und durch eine Rohrleitung verbunden, in welche eine Steuervorrichtung eingeschaltet ist. Mit Hilfe derselben kann man die Oeffnung, durch welche das durch die Bewegung des Kolbens verdrängte Wasser strömen muß, verändern, so daß die Bewegung der Kolben und damit der Schleusenkammer geregelt oder auch ganz unterbrochen werden kann.

Während der Bewegung wird die wagerechte Lage der Schleusenkammer außer durch die Wasserdruck-Steuervorrichtung durch zwei straff gespannte Drahtseile erzielt, welche über je vier Rollen, die zu beiden Seiten der Schleusenkammer an den Pfeilern angebracht sind, laufen. Die Kammer ist an senkrechten Seilsträngen befestigt. Sobald daher ein Ende der Kammer voreilen will, wird das andere durch das Seil nachgezogen. Es ist hervorzuheben, daß dieses Seil in keiner Weise zum Tragen der Kammer dient, sondern nur als ein Theil der Führung zu betrachten ist. Die Steuervorrichtung wird durch einen Mann bedient. Die Steuerventile sind in das die oberen und die unteren Räume der Cylinder verbindende Rohrnetz eingeschaltet. Durch Rückschlag- und Sicherheitsventile ist Betriebsstörungen vorgebeugt. Zur Ausgleichung der durch die Dicke der Kolbenstange bedingten ungleichen Räume oberhalb und unterhalb des Kolbens dient ein aufgestellter Wasserbehälter.

Die Cylinder und Kolbenstangen sind so bemessen, daß sie bei regelmäßigem Betriebe ganz mäßig beansprucht werden. Sie dienen außerdem unter Benutzung von Hochdruckwasser als kräftige Hebevorrichtung bei Reparaturen, Unfällen oder Unregelmäßigkeiten.

Die Schleusenkammer und die Canalenden sind durch Schützen abgeschlossen, welche durch Wasserdruck bewegt werden. Der Anschluß der Schleusenkammer an die Canalenden erfolgt in einer schrägen Fläche. Um den Anschluß in verschiedenen Höhen zu ermöglichen, ist ein beweglicher Keil zwischen die Enden der Schleusenkammer und des Canals eingeschaltet. Die Hubgeschwindigkeit beträgt 0,1 m in der Secunde, so daß bei 16 m Hubhöhe die Dauer des Hubs 2⅔, und die der Schleusung etwa 15 Minuten beträgt.

Durch die große Länge der Schwimmer wird die Schleusenkammer gleichmäßig unterstützt und leicht an Gewicht. Jedoch erhält dadurch die Grube eine große Ausdehnung, so daß sie bei gleichzeitiger großer Tiefe einen wesentlichen Theil der Bauausführung bilden wird. Die vortheilhafteste Art, in welcher sie anzulegen ist, wird im gegebenen Falle von der Bodenbeschaffenheit abhängig sein. Der Wasserstand in der Grube muß niedriger als der untere Canalspiegel sein, damit die Schleusenkammer nicht durch das Eintauchen in das Unterwasser den Auftrieb zu stark vergrößert. Die Grube muß daher soweit wasserdicht sein, daß dieser Spiegelunterschied zu erhalten ist.

Zum Bewegen der Fahrzeuge dienen Wasserdruck-Spills, welche nebst den übrigen Wasserdruck-Vorrichtungen das Kraftwasser von einer Dampfmaschinenanlage nebst Preßpumpe und Kraftsammler erhalten. Die Kosten des einfachen Hebewerks belaufen sich auf 1 165 000 ℳ.

Die Hauptrolle bei Anlegung eines Canales, so bemerkte Redner weiter, werde immer die Sicherheit des Betriebes spielen, und aus diesem Grunde sei man in neuerer Zeit mehr und mehr von geneigten Ebenen abgekommen, den Schleusen an deren Stelle den Vorzug gebend. Redner hält bei seinem Hebewerk jeden größeren Unfall für ausgeschlossen, höchstens könne einmal eine kurze Betriebsstörung vorkommen. Die Anwendung solcher mechanischen Hebewerke werde für die Lösung der Leipziger Canalfrage von großem Nutzen sein. Welches der beiden Projecte schließlich den Vorzug erhalte, das bedürfe reiflicher Ueberlegung, die Kostenfrage werde sicher noch manche Ueberraschung bringen. Wenn das Elster-Saale-Project vorgezogen werden sollte, dann würden in der Saale vielfache Regulirungen, Durchstiche, Anlegung von Ausweichestellen nöthig sein, Redner hofft aber, daß dies ohne allzu große Kosten zu erreichen sein wird, und die preußische Staatsregierung werde im Interesse ihrer eigenen Landestheile sicher nicht abgeneigt sein, für ein besseres Fahrwasser in der Saale Etwas zu thun.

Schließlich betonte der Vortragende noch, ein sehr wichtiger Punct sei auch der, daß Leipzig keine Sackwasserstraße, sondern daß es einen Canal mit Durchgangsverkehr erhalte und zwar durch die Fortsetzung des Elster-Saale-Canales, wenn dieser gebaut werden sollte, nach Riesa. Ein Canal, welcher in gerader Linie die Saale bei Merseburg mit der Elbe bei Riesa verbinde, das sei recht eigentlich der Idealcanal der Zukunft. Mit dem Wunsch, daß die Stadt Leipzig recht bald ihren Canal erhalten möge, schloß der Redner unter lebhaftem Beifall der Zuhörerschaft seine Ausführungen.

An den Vortrag knüpfte sich eine lange und lebhafte Debatte. Herr Dr. Genfel: Aus dem Vortrage habe sich mit tröstlicher Zuversicht ersehen lassen, daß wir einen Canal haben können und haben müssen. „Der Worte seien aber nun genug gewechselt, lasset uns endlich Thaten sehen.“ Herr Stadtrath Scharf vermißte bis jetzt noch das umfassende und energische Interesse der Bürgerschaft von Leipzig, welches der Canalfrage gebühre. Redner richtete einige Fragen in technischer Hinsicht an den Vortragenden und betonte, technische Schwierigkeiten seien hüben und drüben, diese technischen Schwierigkeiten bildeten heute aber kein unüberwindliches Hinderniß mehr; die Hauptfrage sei, was dient Leipzigs Interesse, und zum Anderen sei die Frage der Verzinsung des aufgewendeten Capitals von ausschlaggebender Bedeutung. Herr Petri gab die gewünschte Auskunft und betonte, die technische Seite werde immer erheblich ins Gewicht fallen. Herr Ingenieur Kunze brachte einige Zweifel hinsichtlich der Kostenberechnung des Herrn Berichterstatters zum Ausdruck, welche Herr Petri zu entkräften versuchte. Herr Rechtsanwalt Zinkeisen wies darauf hin, daß aus dem Vortrage die erfreuliche Thatsache hervorgegangen sei, daß man auf Herstellung langer horizontaler Flächen bedacht ist und die Ueberwindung des Gefälles durch hydraulische Hebewerke auf einen einzigen Punct concentrirt. Das sei auch das einzig Richtige, um Canäle mit Vortheil anzulegen. Redner macht noch auf den Umschwung aufmerksam, der sich neuerdings in betreff der Kette bei der Schleppschifffahrt vollzogen hat, und er meint, daß man bei langgestreckten horizontalen Canallinien am besten kleine Bugsir-Dampfer anwenden wird.

Herr Oberbergrath Credner fragt, worauf die Voraussetzung beruhe, daß man bei beiden Canalprojecten auf lockeren Boden, auf Sand und Lehm stoßen werde. Im Gegentheil, er sei der Meinung, daß in gar nicht bedeutender Tiefe festes Gestein den Arbeiten sich in den Weg stellen werde, insonderheit bei Durchbohrung des Höhenrückens zwischen Mulde und Saale werde man auf Porphyrmassen stoßen. Es sei entschieden davor zu warnen, den Kostenanschlag auf die Annahme lockeren Untergrundes zu stützen. Herr Petri hält diese Darlegungen des Vorredners für sehr wichtig und bemerkt, es werde unbedingt nöthig sein, den Untergrund vorher genau zu untersuchen. Herr Stadtrath Scharf: von autoritativer Seite sei früher schon anerkannt worden, daß, wenn der Canal nach Wallwitzhafen gebaut werde, Leipzig im Stande sei, seine Handelsbeziehungen direct bis zur Ostsee hinaus auszudehnen. Nun sei aber das preußische Canalsystem feststehend, es mache Berlin zum Mittelpunct, so daß dieses gleichsam wie eine Spinne erscheine, und wir in Leipzig seien darauf hingewiesen, an dieser Thatsache so, wie es unsere Interessen erfordern, zu participiren. Der preußische Staat scheue in der Ausbauung seiner Canäle keine Opfer, möchte es doch endlich in Sachsen auch so sein, damit unser Leipzig, welches binnen Kurzem, nach Einverleibung der Vororte, die drittgrößte Stadt in Deutschland sein werde, die ihm so